

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63238-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

«Ich hoffe, ich kann mit diesem Buch die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit darauf lenken, in welchem Maße die Polizei in Deutschland beständig am Limit arbeitet und warum das so ist. Nicht nur am Kölner Hauptbahnhof, sondern allgemein in Deutschland. Sowohl, was die personelle, als auch, was die materielle Ausstattung angeht – und damit letztlich die individuelle Ebene des einzelnen Polizisten oder der einzelnen Polizistin. Ihnen gegenüber fühle ich mich in der Pflicht, und nicht zuletzt für sie schreibe ich dieses Buch. Aber ich tue dies auch in der Hoffnung, nach all den fruchtlosen polizeiinternen Diskussionen über die Mängel und Unzulänglichkeiten ein größeres Publikum mit diesen Problemen vertraut zu machen. Ein Publikum, das, wie ich hoffe, willens und in der Lage sein wird, dieses Wissen in öffentlichen Druck umzumünzen. Denn eines ist gewiss: Etwas muss sich ändern bei der deutschen Polizei.»

Nick Hein, Jahrgang 1984, stand elf Jahre im Dienst der Bundespolizei. Die letzten drei davon verbrachte er bei der Dienststelle am Kölner Hauptbahnhof. Anfang 2015 beendete er seine Beamtenlaufbahn, um sich als Profi seiner MMA-Sportlehrerkarriere widmen zu können. Nick Hein gibt Seminare zur Selbstverteidigung und zur Bewältigung von Konfliktsituationen. Er pendelt zwischen Köln und Los Angeles.

Thilo Mardaus, Jahrgang 1964, studierte Japanologie, Philosophie und Südasiatische Geschichte in Heidelberg. Ab 2000 arbeitete er als festangestellter Autor bei Brainpool in Köln. Heute lebt er als freier Autor und Übersetzer in Köln.

Nick Hein

mit Thilo Mardaus

**Polizei am Limit**

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Anmerkung: Die Zahlen und Statistiken in diesem Buch geben den Stand von Oktober 2016 wieder. Personen und Ereignisse wurden anonymisiert.

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Januar 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung BILD-Zeitung / Christian Knieps; FinePic \*, München  
Satz aus der Minion PostScript, InDesign, bei hanseatensatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 63238 9

# Inhalt

Inhalt

**Vorwort – warum ich dieses Buch schreibe**

**Polizist werden – Anspruch trifft auf Wirklichkeit**

Einsatz am Hauptbahnhof

Wie die kriminellen Nafris arbeiten

«Nur weil ich Ausländer bin!»

Gestern verhaftet, heute schon wieder kriminell

Flüchtlinge – alles Kriminelle?

Brennpunkt Hauptbahnhof – die Frage nach den Schuldigen

Bedingt einsatzfähig – was die Arbeit der Polizei sabotiert

Eine ruinöse Personalpolitik und ihre Folgen

Veraltet und nicht angepasst – die Ausbildung

Ausrüstungsmängel gefährden die Sicherheit

Kein Empfang – wenn der Funk die Polizei im Stich lässt

Erschöpft und frustriert – das Burnout-Problem

Und nun? Ein Nachwort

Epilog: An die Kollegen

# Vorwort – warum ich dieses Buch schreibe

Silvester 2015 verbrachte ich mit meiner Frau und meinem kleinen Sohn auf der Insel Phuket in Thailand. Ich war nicht dort, um Urlaub zu machen. Etwas mehr als ein Jahr zuvor hatte ich meinen Job bei der Bundespolizei an den Nagel gehängt, um mich ganz meiner Karriere als Kampfsportler zu widmen. Auf Phuket befand sich das Trainingslager, in dem ich mich für die anstehenden Wettkämpfe in Mixed Martial Arts vorbereitete.

Den Silvesterabend feierte ich entspannt zusammen mit meiner Familie und den internationalen Trainingskollegen. Als ich am Neujahrsmorgen 2016 aufwachte und auf mein Smartphone schaute, entdeckte ich als Erstes die Nachricht eines Freundes aus Köln. Sie klang nach einem launigen Neujahrsgruß und bestand im Wesentlichen aus der scherzhaften Bemerkung: «Kaum bist du nicht mehr hier, drehen sie alle frei» – darunter der Link zu einer Eilmeldung.

Ich konnte mir keinen Reim darauf machen, folgte dem Link und begann zu lesen. Die Meldung handelte von Ereignissen, die sich angeblich in der vergangenen Nacht an meinem ehemaligen Einsatzort, dem Kölner Hauptbahnhof, abgespielt hatten. Was ich da las, klang allerdings so unglaublich, dass ich zunächst an eine der gezielten Falschmeldungen glaubte, mit der satirische Webseiten wie «Der Postillion» unsere moderne (Medien-)Welt aufs Korn nehmen. Ich schaute nach, woher die Eilmeldung stammte – die Quelle war seriös. Ich rief andere Nachrichtenportale auf und fand dieselbe Meldung. Offenbar war es die bittere Wahrheit: In der Silvesternacht war es im und in der Umgebung des Kölner Hauptbahnhofs während weniger Stunden zu zahlreichen sexuellen Übergriffen auf Frauen gekommen. Die offizielle Pressemitteilung der Kölner Polizei hatte am Neujahrsmorgen noch verkündet: «Ausgelassene Stimmung – Feiern weitgehend friedlich». Der Kölner Stadtanzeiger vermeldete tags darauf 30 Opfer und ca. 40 Tatverdächtige – eine erschreckend hohe Zahl.

Das sollte alles an dem Ort vorgefallen sein, an dem ich drei Jahre lang Tag für Tag auf Streife gewesen war und den ich in- und auswendig kannte? Sicher, der Hauptbahnhof ist ein hartes Pflaster. Es gibt dort Drogenhandel, Schlägereien, Diebstähle, auch Selbstmorde hatte ich dort während meiner Dienstzeit erlebt. Aber so etwas? Ich fühlte mich an das erinnert, was man häufig über die Opfer von Wohnungseinbrüchen liest: dass diese Menschen neben dem Verlust von materiellen Dingen vor allem unter dem – häufig als noch schwerwiegender empfundenen – Verlust ihrer Privatsphäre leiden. Allein der Gedanke daran, dass Fremde durch das eigene Heim gestapft sind und alles durchwühlt haben, hinterlässt tiefe Risse im Sicherheitsempfinden, in der privaten Idylle, in der man bisher gelebt hat.

Auch wenn der Vergleich weit hergeholt scheint und ich natürlich kein Opfer geworden bin: So habe ich mich gefühlt, als es um die Übergriffe am Hauptbahnhof ging. Das war mein Arbeitsplatz gewesen, waren meine Leute, mein Revier. Ich kannte die Menschen, die dort arbeiteten, alle Wege und Schleichwege, jedes Gleis, jede schmutzige Ecke. Ich wusste, wie es dort riecht, wenn morgens in den Imbissbuden der Kaffee aufgebrüht wird, wie sich die Sonne auf der Haut anfühlt, wenn sie im Sommer durch das Dach scheint, und wo es das beste Schnitzelbrötchen im Bahnhof gibt. Das alles schien plötzlich in Mitleidenschaft gezogen. Man hatte in gewisser Weise auch meine Privatsphäre angefasst.

Gleich mein nächster Gedanke galt meinen ehemaligen Kollegen: Wer von ihnen hatte an jenem Abend wohl Dienst gehabt? Ob Franziska<sup>1</sup> oder Axel<sup>2</sup> das alles miterlebt hatten?

Noch bevor ich dazu kam, einen von ihnen zu kontaktieren, offenbarte sich nach und nach das ganze Ausmaß der Übergriffe in der Silvesternacht. Je mehr ich in den folgenden Tagen die Berichterstattung verfolgte, die schnell auch in den internationalen Medien ihr Echo fand, desto fassungsloser wurde ich. Die Zahl der gemeldeten Straftaten wuchs kontinuierlich an, bis sie die ursprünglich veröffentlichte Zahl um ein Vielfaches überstieg. Viele der betroffenen Frauen hatten erst im Laufe der folgenden Tage und Wochen Anzeige erstattet – zuletzt ermittelte die Polizei wegen rund 1600 Straftaten, davon 550 sexuelle

Übergriffe. In 8 Fällen gehen die Ermittler von Vergewaltigungen aus, in 19 weiteren von Vergewaltigungsversuchen.<sup>3</sup>

Eines war schnell klar: Das hier überstieg in seinen Dimensionen alles bisher Dagewesene. Gruppen Hunderter junger Männer, die gezielt Jagd auf einzelne Frauen machten, sie isolierten und einkesselten, sie bestahlen, begripschten und sogar vergewaltigten – das hatte es in dieser Form in Deutschland noch nie gegeben. Noch dazu mitten im Herzen einer Großstadt wie Köln, an einem stark frequentierten Ort und an einem Abend, an dem traditionell vonseiten der Polizei erhöhte Einsatzbereitschaft bestand. Trotzdem waren die eingesetzten Polizeikräfte offensichtlich nicht imstande gewesen, die Lage unter Kontrolle zu bekommen und die Übergriffe zu unterbinden. Was war da bloß geschehen?

Als Erstes hörte ich von meiner Exkollegin Franziska, mit der ich oft auf Streife gewesen war und mit der mich auch nach meinem Ausscheiden aus dem Polizeidienst immer noch eine Freundschaft verbindet. Franziska war tatsächlich in dieser Nacht am Bahnhof im Einsatz gewesen. Sie schickte mir weitere Links und schrieb dazu: «Traurig, was hier passiert ist! Das absolute Chaos!»

Ich war von ihrer Fassungslosigkeit überrascht, denn ich wusste, wie hart sie im Nehmen war. In dieser Nacht musste wirklich etwas gewaltig schiefgelaufen sein.

Bald verschob sich in den deutschen Medien der Fokus der Diskussion. Auf das Entsetzen über «die schreckliche Silvesternacht» und das Ausmaß der Straftaten folgte die naheliegende Frage nach den Verantwortlichen für das Desaster. Und die waren für viele schnell ausgemacht. Versagt hatte die Polizei, und zwar auf ganzer Linie. Ich war wenig überrascht, denn oft genug hatte ich es in meiner aktiven Dienstzeit selbst erfahren müssen: Die Polizei musste häufig als Prügelknabe gehalten, wenn beispielsweise bei Demos oder anderen Großveranstaltungen die Dinge außer Kontrolle gerieten. Sie hatte zu wenig Präsenz gezeigt oder zu viel, den militanten Teilnehmern zu viel durchgehen lassen oder unverhältnismäßig hart reagiert – je nach Couleur des jeweiligen Kommentators. Natürlich kann eine Polizeistrategie versagen oder es zu Fehlverhalten einzelner Beamter kommen. Natürlich muss man das



genau in Augenschein zu nehmen. Für solche Fälle unterhält die Polizei eine eigene Abteilung (deren Ermittlungen bei den Kollegen zugegebenermaßen nicht immer auf Begeisterung stoßen).

Doch je mehr ich von meinen Exkollegen aus erster Hand über den Einsatz in dieser Nacht erfuhr, desto mehr verdichtete sich für mich der Eindruck, dass hier wieder einmal die Beamten an vorderster Front für ein Versagen verantwortlich gemacht wurden, dessen Wurzeln eigentlich viel weiter zurückreichen und dessen Auswirkungen in der Silvesternacht nun für alle Welt sichtbar wurden. Doch am bequemsten war es natürlich, die Gründe dafür allein aufseiten der Polizei zu suchen.

Dies tat auch der Innenminister der Landesregierung von NRW, Ralf Jäger, der damit jede Mitverantwortung von sich abwälzte und nach einer Woche den Kölner Polizeipräsidenten Wolfgang Albers in den vorzeitigen Ruhestand versetzte. Auf Facebook konnte ich verfolgen, wie meine Exkollegen mit völligem Unverständnis auf die Maßnahme des Innenministers reagierten. In ihren Posts tauchte in vielerlei Variationen immer wieder dieselbe Frage auf: «Warum werden hier nicht endlich die Fakten auf den Tisch gelegt?»

Ich kontaktierte einige der Exkollegen, deren Facebook-Einträge ich gelesen hatte, weil ich genauer wissen wollte, wie sich die Situation für die Beamten vor Ort dargestellt hatte. Auf meine Frage «Was hast du in der Silvesternacht erlebt?» begann die Antwort fast immer mit «Das kannst du dir nicht vorstellen» und «So was hat es noch nie gegeben!».

Mich erschreckte es, dass sich die Einschätzungen meiner Kollegen derart glichen und ihnen die Ereignisse der Silvesternacht so zu schaffen machten, obwohl ich sie als gestandene Polizisten kannte, die den alltäglichen Wahnsinn am Bahnhof meist mit Humor nahmen. Ihre Schilderungen bestätigten, was auch die Frauen berichtet hatten, die in jener Nacht Opfer der Übergriffe wurden: Die mutmaßlichen Täter waren offenbar zu einem überwiegenden Teil Migranten.<sup>4</sup> Für die Polizisten, die am Hauptbahnhof im Einsatz waren, gehörten sie einer altbekannten Tätergruppe an. Es handelte sich in der Mehrzahl um junge männliche Kleinkriminelle aus Ländern wie Algerien, Tunesien oder Marokko – die «Nafris», wie die Nordafrikaner im Polizeijargon genannt werden. Auch mich hatten sie über meine gesamte Dienstzeit am Hauptbahnhof

hinweg begleitet, da sie dort die sehr aktive Szene der Taschendiebe bildeten.

Eines allerdings war diesmal auch für die Polizisten völlig neu: Niemals zuvor hatte es innerhalb von so kurzer Zeit – die Taten konzentrierten sich auf wenige Stunden – derart viele kriminelle Zugriffe in solch offenbar organisierter Form gegeben wie in dieser Nacht.

Die Polizeikräfte wurden von der schierer Anzahl der Täter und Straftaten schlichtweg überrollt. In einer Menschenmasse, die sich so dicht im Bahnhofsgebäude drängte, dass es laut vieler Zeugen kaum möglich war, auch nur von den Bahnsteigen kommend die Ausgänge zu erreichen, konnten die Täter ungestört agieren und ebenso leicht im unübersehbaren Chaos entkommen. Wenn einer der Kollegen die Meldung über eine Straftat erhalten hatte, wenn ihm eine der mitunter völlig verstörten Frauen einen Diebstahl oder einen sexuellen Übergriff anzeigte, war der Täter schon längst im Gewimmel verschwunden, ehe die Frau ihn zeigen und der Beamte ihm nachstellen konnte. Erschwerend kam hinzu, dass es für viele der Opfer unmöglich war, zu sagen, wer genau aus der Menge heraus sie bestohlen oder belästigt hatte.

Die Zahl der eingehenden Anzeigen war für die Polizisten unmöglich zu bewältigen. Während sie noch dabei waren, ein Delikt aufzunehmen, wurden sie schon von anderen Frauen bestürmt, denen Ähnliches geschehen war. Die Kollegen leiteten sie zur Dienststelle weiter, aber auch dort herrschte ein völliges Durcheinander.

Als ich mit Franziska per Skype über diese schlimmen Stunden sprach, veränderte sich ihr Gesichtsausdruck, als sie von ihrem Kontakt mit den Opfern erzählte. Viele von ihnen hatten sich in einem Schockzustand befunden und waren völlig aufgelöst. Das Schlimmste, meinte Franziska, sei das Gefühl vollkommener Ohnmacht gewesen: Polizistin zu sein und nicht helfen zu können. Wenn es überhaupt eine Täterbeschreibung gab, traf sie in der Regel auf etwa 80 Prozent derjenigen zu, die in dieser Nacht den Bahnhof bevölkerten: dunkelhaarig, jung, arabisch aussehend. Mindestens ebenso sehr wie die Tatsache, dass sie nicht hatte helfen können, bedrückte Franziska, wie die allgemeine Stimmung sich aufgrund der Berichterstattung in den Medien auf einmal gegen die Polizei richtete. «Wenn du in den Tagen danach

am Bahnhof auf Streife warst, hattest du das Gefühl, alle würden dich verächtlich angucken und denken: Schau mal, das ist auch eine von denen!», erzählte sie mir. Manche Passanten ließen sich zu Bemerkungen hinreißen wie: «Na, wärt ihr mal auch an Silvester zur Stelle gewesen!» – etwas, das schwer zu ertragen war, wenn man tatsächlich in dieser Nacht Dienst getan hatte.

Die Schlange der Geschädigten reichte Silvester von den Diensträumen bis hinaus ins Bahnhofsgebäude. Wenn wir von Diensträumen reden, sind das übrigens eine Reihe ehemaliger Lagerräume, die die Deutsche Bahn der Bundespolizei zur Verfügung gestellt hat und die zur Polizeiwache umgebaut worden sind. Nach außen durch eine Stahltür gesichert, liegen im Erdgeschoss die sogenannte Schleuse, ein Durchsuchungsraum, zwei Arrestzellen und ein etwa 20 Quadratmeter großer Dienstraum, in dem die Beamten Anzeigen aufnehmen oder Personalien überprüfen. Am Ende eines verwinkelten Ganges, der zu den Arrestzellen führt, befindet sich ein weiterer Bearbeitungsraum. Die Räumlichkeiten sind sehr beengt, verwinkelt und komplett fensterlos, ein schlecht funktionierendes Lüftungssystem sorgt bestenfalls für eine Ahnung von frischer Luft. Tageslicht – Fehlanzeige.

Diese Dienststelle erfüllt ihren Zweck, wenn man es mit einer begrenzten Anzahl von Geschädigten und Hilfesuchenden zu tun hat. In der Silvesternacht jedoch drängelten sich Massen von Menschen vor der Eingangstür und in der Schleuse.

Unter den Wartenden kam es zu Tumulten, weil jeder verständlicherweise als erster Anzeige erstatten wollte, sodass die Beamten zwischenzeitlich den Wartebereich komplett räumen mussten, um überhaupt noch einen einigermaßen geregelten Ablauf zu gewährleisten.

Ich habe in meinen Jahren als Polizist am Hauptbahnhof kein einziges Mal eine vergleichbare Situation erlebt, in der sich so viele Menschen zur selben Zeit in der Dienststelle befunden hätten. Selbst wenn es in dieser Nacht einem Kollegen gelungen war, einen einzelnen Tatverdächtigen dingfest zu machen, kam er kaum mit ihm bis zum Haupteingang der Dienststelle durch. Später waren die Beamten sogar gezwungen, den Notausgang zu benutzen, um die Dienststelle überhaupt betreten oder verlassen zu können.

Diese völlige Überlastung der Beamten war es möglicherweise, die zum Eindruck einiger Frauen geführt haben mag, die Polizei habe sich nicht wirklich für ihr Anliegen und ihre Not interessiert. Ich kann hier nur für mich sprechen, bin mir aber sicher, dass dies auch für die überwiegende Mehrzahl meiner Kollegen gilt: Es wäre für mich unvorstellbar gewesen, das Opfer eines Verbrechens gleichgültig abzufertigen und sich selbst zu überlassen. Menschen zu schützen und ihnen zu helfen – eben darum sind wir schließlich Polizisten geworden. Das Albtraumhafte dieser Kölner Silvesternacht bestand für die diensthabenden Beamten eben in der Unmöglichkeit, die Flut an Hilfesuchenden zu bewältigen und der Masse an potenziellen Straftätern und Straftaten auch nur ansatzweise nachzugehen. Vielen macht dieses Gefühl der Ohnmacht bis heute schwer zu schaffen. Um die Worte eines Exkollegen zu zitieren: «Das war die schlimmste Nacht aller Zeiten!»

Etwa zehn Tage nach den Silvesterübergriffen von Köln erreichte mich über meine Facebook-Seite die Frage eines MMA-Fans, wie ich mich in der Diskussion eigentlich positionieren würde. Eine Frage, die mich ins Mark traf.

Seit Tagen hatte ich darüber nachgedacht, ob meine Meinung zu diesem heiß diskutierten Thema überhaupt zählte. Mittlerweile hatte sich fast jeder meiner Kontakte auf Facebook dazu geäußert, mancher mehr, mancher weniger sachlich. Was sollte ich schon groß dazu sagen? Ich, der ich seit einem Jahr aus dem aktiven Dienst der Bundespolizei ausgeschieden war? Ich war ja nicht vor Ort gewesen, und die Geschichten, die man mir zutrug, schienen teilweise so unglaublich, dass ich zunächst zögerte, mir auf ihrer Basis eine Meinung über die Ereignisse zu bilden.

Doch ich war wütend. Wütend darüber, was passiert war. Wütend darüber, wie mit dem Thema in der Öffentlichkeit umgegangen wurde. Und wütend darüber, wer hier zum Sündenbock gemacht und was dabei unter den Tisch gekehrt wurde.

Ich beschloss, ein Statement auf meiner Facebook-Seite zu posten, und schrieb mir den ganzen Frust von der Seele, während ich in Gedanken bei den Kollegen war, die mir immer den Rücken freigehalten hatten und denen ich mich noch heute eng verbunden fühle.

Ich nahm kein Blatt vor den Mund und brachte unverhohlen die Fakten zur Sprache. Auch als es um die Herkunft unserer Intensivtätergruppe ging. In der öffentlichen Diskussion war der Begriff «Nafri» noch nicht gefallen, aber meine ehemaligen Kollegen wiesen mich darauf hin, dass auch an diesem Silvester vieles, was aus dem Ruder gelaufen war, auf das Konto dieser altbekannten Tätergruppe aus den nordafrikanischen Staaten ging.

Während ich schrieb, las ich mir immer wieder die fertigen Passagen durch, denn ich wollte unbedingt vermeiden, dass dieser Text von den falschen Leuten in den falschen Kontext gestellt würde: Mittlerweile wurden die Übergriffe von den Rechten instrumentalisiert, um gegen die Flüchtlinge, die seit September ins Land strömten, Stimmung zu machen. Besonders die Eingrenzung der Intensiv-Tätergruppe auf den nordafrikanischen Raum bereitete mir Bauchschmerzen, auch wenn es sich um eine Tatsache handelte. Die Gefahr, mit dieser Information die falschen Signale zu setzen, schien mir doch sehr groß. Mir lag dennoch daran, einen möglichst klaren Blick auf das zu werfen, was in jener Silvesternacht von Köln passiert war – und vor allem, warum. Es war letztlich meine Frau, die mich ermunterte und sagte: «Wenn es so ist, dann sollten die Leute das auch wissen!»

Also kopierte ich den Text auf meine Facebook-Seite und drückte nach einem letzten Zögern auf «Posten».

Ich war elf Jahre Polizist der Bundespolizei. Die letzten drei Jahre meiner Dienstzeit verbrachte ich mit den Polizistinnen und Polizisten der Bundespolizeiinspektion Köln Hauptbahnhof. Das sind die Kollegen, die jetzt im Kreuzfeuer der Öffentlichkeit stehen. Der Hauptbahnhof ist ein besonderer Ort, mit besonderen Menschen, der besondere Polizisten braucht: Schichtdienst, bei Wind und Wetter draußen, ständig unterbesetzt. Am Hauptbahnhof bekommt man es mit besonderen Abgründen zu tun: Drogenschicksale, organisierter Diebstahl, Asyl und Suizid – Bahnhofspolizisten müssen das wegstecken. Der Umgangston ist ein anderer als zum Beispiel am Flughafen, und der ist auch nötig, sonst wird man schon mal «nicht verstanden». Nicht verstanden habe aber auch ich einige Dinge nicht: Warum tut man jetzt so, als habe es vorher

Diebstähle und Übergriffe nicht oder nur vereinzelt gegeben? Das mit Abstand größte Kriminalitätsphänomen am Kölner Hauptbahnhof ist der Taschendiebstahl. Wir haben an manchen Tagen 20 – 30 Diebstähle aufgenommen. Es war fast immer die gleiche Tätergruppe: Nordafrikaner im Asylverfahren. (...) Wie kann ein Asylbewerber, während sein Antrag geprüft wird, Straftaten begehen, ohne Angst zu haben, ausgewiesen zu werden? (...)

Was ich auch nicht verstanden habe, ist die permanente Sparpolitik des Bundes, wenn es um die Kapazität der Bundespolizei geht. Am Bahnhof Köln waren wir zehn einsatzfähige Polizisten für den gesamten Bahnhof und Umgebung. Wir haben dort nur zwei Gewahrsamszellen. Bei drei Tätern muss also eine Autostreife die Täter ins Polizeipräsidium fahren – und schon fehlen zwei Kollegen am Bahnhof.

An Silvester kamen meist noch Kräfte der Hundertschaft hinzu. Da zu dieser Zeit allerdings überall in Köln Polizeipräsenz gefragt ist, war diese Unterstützung immer begrenzt.

Ich habe gelesen, dass man Silvester von tausend Tätern ausgeht. Nun wirft man der Polizei vor, sie habe diesen Mob nicht unter Kontrolle bekommen. Es scheint ein bewährtes Mittel der Politik zu sein, bei eigenem Komplettversagen einen Dummen ausfindig zu machen, damit die Medien mit dem Finger auf ihn zeigen können. Es scheint so, als sei der Dumme im Polizisten gefunden: Versuchen wir es mit Deeskalation, haben wir versagt, greifen wir durch, spricht man von Polizeistaat. Ich widerspreche dem vehement. Ich widerspreche auch Menschen, die grundsätzlich gegen Asyl sind. Ich bin Polizist geworden, um Menschen zu helfen, die Hilfe benötigen. Aber wenn wir unsere Demokratie und unsere Zivilgesellschaft und, am wichtigsten, die freiheitlich demokratische Grundordnung erhalten wollen, dann sollten Verstöße gegen diese Prinzipien konsequent geahndet werden und ein Aufnahmeverfahren entscheidend beeinflussen. Ansonsten macht sich unser Rechtssystem lächerlich. Genauso lächerlich sind die Beschuldigungen der pflichtbewussten Polizisten. Und die verallgemeinerte Hetze gegen Asylbewerber.

Keine Stunde nachdem ich den Text hochgeladen hatte, war der Beitrag bereits von 20 000 Leuten gelikt worden, und die Hälfte von ihnen hatte ihn auf ihrer Chronik geteilt. Ein großes Medieninteresse folgte. Ich war überwältigt, nicht zuletzt, weil es um ein ernstes politisches Thema ging und ich auf diesem Parkett bisher noch keine Erfahrungen gesammelt hatte. Natürlich kannte ich mich mit den Abläufen am Hauptbahnhof als Bundespolizist aus, aber ich war nicht selbst Silvester im Dienst gewesen und konnte mich nur auf die Gespräche mit den Kollegen stützen.

Schnell wurde das Thema auch polizeiintern zum Politikum, und mir dämmerte, auf welch schmalem Grat ich hier unterwegs war. Das bestätigte mir auch ein Exkollege, den ich kurz nach meiner Rückkehr nach Deutschland auf der Domplatte traf.

«Du hast unsere Rückendeckung», sagte er zu mir. «Wir stehen hinter dir, aber du musst aufpassen. Der Führungsebene gefällt das gar nicht, was du da sagst!»

Seine warnenden Worte setzten sich in meinen Gedanken fest, und ich sollte noch des Öfteren in dieser Woche an sie erinnert werden, denn auch andere meiner ehemaligen Kollegen informierten mich diskret, dass man im Hintergrund sehr genau verfolge, wie ich mich in den Medien äußerte. War ich zu weit gegangen?

Gleichzeitig erinnerte ich mich an die endlosen Litaneien unter Kollegen, wenn wir uns wieder einmal gemeinsam über die unzumutbaren Rahmenbedingungen unseres Jobs aufregten, wie zum Beispiel die absurden Abläufe bei Strafverfahren, die dafür sorgten, dass wir es immer wieder mit denselben Straftätern zu tun hatten, die mit Strafandrohungen schon längst nicht mehr zu beeindrucken waren. Wie oft war dann der Satz gefallen: «Die da oben interessiert das eh nicht. Die sind so weit von der Realität entfernt, das wird sich nie ändern.» Wie oft hatten wir uns über die Funktionsuntüchtigkeit unseres Funks beschwert und über den Zustand unserer Dienststelle. Geändert hat sich nie etwas. Oder wie es mein Exkollege Axel auszudrücken pflegte: «Der Verschleiß geht so lang weiter, bis der Laden hier zusammenbricht.»

Ich hatte das anfänglich für Schwarzmalerei gehalten, bis auch ich merkte, dass der Kampf gegen Windmühlen immer mehr zur Routine wurde. Man wusste, dass die Zustände zum Teil untragbar waren und

die Arbeit der Polizisten erheblich behinderten, wenn nicht gar völlig sabotierten. Aber mit der Zeit machte sich keiner mehr die Mühe, diese Missstände offen beim Namen zu nennen. Das Beste, was einem passieren konnte, war, dass man damit auf taube Ohren stieß. Wenn man Pech hatte, konnte man sogar eine Menge Ärger kriegen. Und im Zeitalter der Social Media genügt schon eine unbedachte Aussage im Netz, um sich ein Disziplinarverfahren einzuhandeln oder sogar die Kündigung.

Ich verstand die Zurückhaltung der Polizisten deshalb nur zu gut. Wenn es um die eigene Existenz geht und man eine Familie zu versorgen hat, überlegt man es sich zweimal, seine soziale und finanzielle Sicherheit aufs Spiel zu setzen, indem man Missstände anprangert, die sich dadurch vermutlich nicht zum Besseren wenden werden. Ich verstand es so gut, weil ich in derselben Misere gesteckt und genauso wenig mit der Faust auf den Tisch gehauen hatte. Aber welchen verdammten Grund hatte ich eigentlich jetzt, mich wieder davor zu drücken?

Und so entstand dieses Buch. Ich hoffe, ich kann damit die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit darauf lenken, in welchem Maße die Polizei in Deutschland beständig am Limit arbeitet und warum das so ist. Nicht nur am Kölner Hauptbahnhof, sondern allgemein in Deutschland. Sowohl, was die personelle, als auch, was die materielle Ausstattung angeht – und damit letztlich die individuelle Ebene des einzelnen Polizisten oder der einzelnen Polizistin. Ihnen gegenüber fühle ich mich in der Pflicht, und nicht zuletzt für sie schreibe ich dieses Buch. Aber ich tue dies auch in der Hoffnung, nach all den fruchtlosen polizeiinternen Diskussionen über die Mängel und Unzulänglichkeiten ein größeres Publikum mit diesen Problemen vertraut zu machen. Ein Publikum, das, wie ich hoffe, willens und in der Lage sein wird, dieses Wissen in öffentlichen Druck umzumünzen. Denn eines ist gewiss: Etwas muss sich ändern bei der deutschen Polizei.



# Polizist werden – Anspruch trifft auf Wirklichkeit

Drei Jahre war ich als Bundespolizist am Kölner Hauptbahnhof stationiert und habe dort gelernt, wie Polizeiarbeit an einem Knotenpunkt in einer deutschen Großstadt funktioniert. Genauso habe ich erfahren, was nicht funktioniert und nicht funktionieren kann, solange die Rahmenbedingungen nicht gegeben sind, die für eine erfolgreiche Polizeiarbeit nötig sind. Als ich 2014 vor der Wahl stand, entweder weiter Polizist zu bleiben oder meine Karriere als Mixed-Martial-Arts-Kämpfer weiterzuverfolgen, traf ich eine Entscheidung und sagte dem Polizistenberuf adieu – nicht zuletzt deshalb, weil ich diese Rahmenbedingungen nicht mehr erfüllt sah und das, warum ich den Beruf einst gewählt hatte, nicht mehr umsetzen konnte.

Solange ich denken kann, wollte ich Polizist werden. Als Grundschüler spielten wir in den Pausen immer ein Fangspiel mit zwei Teams, den Verbrechern und den Polizisten, bei dem der gesamte Schulhof unser Revier war und die Mauer der Schule das Gefängnis, in dem die Häftlinge darauf warteten, von ihren Komplizen befreit zu werden. Meine Freunde und ich waren die Polizisten, und wir spielten unsere Rollen mit solchem Engagement, dass mein Vater für unser Team «Dienstausweise» druckte. Auf den Ausweisen standen hochhoffiziell der Name und der Dienstrang jedes Einzelnen. Ich war natürlich der Polizeipräsident.

Meine Eltern haben mir als Kind grundlegende Werte wie Fürsorge, Nachsicht und Gerechtigkeit vermittelt, und wenn ich mir heute als Erwachsener manchmal selbst über die Schulter schaue und mich dabei erwische, gegen diese Werte zu verstoßen, dann rudere ich sofort beschämt zurück. In solchen Momenten spüre ich, wie tief das, was mir von zu Hause mitgegeben wurde, in meiner DNA verankert ist. Doch sehr früh wuchs in mir auch ein Bewusstsein dafür, dass ich in einer Welt lebe, in der das, was ich als gut, richtig und gerecht erkannt habe, auch durchgesetzt und verteidigt werden muss.

Zu behaupten, diese hehren Motive allein wären der Grund gewesen, Polizist zu werden, wäre aber nur die halbe Wahrheit. Mich lockte auch

der Gedanke an die Spannung, die Action, die ich mit dem Polizistsein verband.

Mit Begeisterung verfolgte ich die US-Serie *21-Jumpstreet*, in der junge Beamte als Undercover-Ermittler an amerikanischen Schulen gegen jugendliche Straftäter ermittelten. So cool wollte ich auch sein. Mein absolutes Idol war jedoch Eddie Murphy in dem Film *Beverly Hills Cop*. Das war ein Polizist nach meinem Geschmack: gerecht, gewitzt, schlau und nicht auf den Mund gefallen. Wenn andere nicht mehr weiterwussten, hat er erst angefangen zu ermitteln. Er war ein Cop, der unbeirrt gegen den Strom schwamm und damit Erfolg hatte. Ich dachte: «Wow, was für ein Typ!»

Dass dieses Hollywood-Bild eines Polizisten, das mich durch meine Jugend begleitet hatte, gravierend von der Realität abwich, war mir natürlich bewusst, als ich mich Jahre später bei der Bundespolizei bewarb. Schon der gesunde Menschenverstand legt nahe, dass eine Verfolgungsjagd durch die Innenstadt à la *Bad Boys 2*, mit Maschinengewehren und Millionenschaden, nicht der wahre Alltag der Gesetzeshüter sein kann. Man tritt nicht jeden zweiten Tag Türen ein und schreit «Freeze!». Und die Situationen, in denen man in Zeitlupe mit zwei Kanonen in der Hand von einer Druckwelle aus dem Zentrum einer Explosion hinauskatapultiert wird, halten sich ebenfalls in Grenzen.

Im realen Polizeidienst wird einem schnell klar, dass der Rahmen, in dem man sich bewegt, ein sehr enger ist. Es gibt das Gesetz auf der einen und Form- und Dienstvorschriften auf der anderen Seite. Das ist dein Bewegungsspielraum. Das Gesetz zu biegen, es à la Eddie Murphy sogar hier und da zu brechen oder Tugenden wie Pünktlichkeit gegen flotte Sprüche auszutauschen ist undenkbar. Als Polizist bist du Teil einer Einheit und kein einzelner «Cop», der sich Extratouren leisten und einfach sein Ding durchziehen kann.

Genauso undenkbar ist es, wie die Protagonisten der Filmstreifen mit allem durchzukommen, was man anstellt, ohne sich ein einziges Mal dafür verantworten zu müssen. Die besagte Szene in *Bad Boys 2*, in der Will Smith und Martin Lawrence nur knappe zehn Minuten brauchen, um während einer Verfolgungsjagd halb Miami zu zerstören, ist legendär. Am Ende müssen sie zwar zum Chef, um sich ihre berechnete

Schelte abzuholen, aber bis auf den Tobsuchtsanfall, den ihr Vorgesetzter zur Freude der Zuschauer vom Stapel lässt, bleiben die Aktionen der beiden ohne Konsequenzen.

Wäre so etwas auch nur annähernd in der Wirklichkeit passiert, würden die beiden «Bad Boys» wahrscheinlich heute noch an ihrem Rechtfertigungsbericht schreiben und hätten den Überblick über ihre Disziplinarverfahren längst verloren. Noch wahrscheinlicher aber säßen sie für längere Zeit im Gefängnis.

Die beiden Dinge, die man mir als Erstes im realen Streifendienst beibrachte, hatten jedenfalls wenig mit der aufregenden Welt eines Hollywood-Blockbusters zu tun. Aber sie prägten den Alltag eines deutschen Polizisten von Grund auf.

Erstens: Wer schreibt, der bleibt. Alles bedarf eines Berichts. Es gibt keinerlei polizeiliches Handeln ohne ihn. Berichte bekommen Vordatennummern, und diese sind Tätigkeitsnachweise. Jede deiner Handlungen wird wie in einem Diensttagebuch dokumentiert. An manchen Tagen fühlst du dich mehr als Sekretär denn als Gesetzeshüter. Deine Dienstwerkzeuge sind dann nicht die P30-Halbbautomatik, der Camlock-Schlagstock oder die Action-4-9mm-Patronen, sondern Tastatur, Tipp-Ex und HP-Office-Jet-Druckerpatronen.

Zweitens: Sieh zu, dass du dich absicherst. Du musst deinen Vorgesetzten immer über dein Handeln informieren. Bevor du eine Entscheidung triffst, musst du dir hundertprozentig sicher sein – oder vorsichtshalber einen Kollegen fragen. Wenn du einen Bericht schreibst, schreibe ihn lieber penibel genau, damit du dich nachher vor Gericht nicht für Nachlässigkeiten verantworten musst.

Als Polizist sollst du eine Vorbildfunktion in Sachen Tugendhaftigkeit und Gesetzestreue übernehmen – für den Bürger ebenso wie für den Anwalt vor Gericht oder für die Richter. In weitaus größerem Maße als viele andere Berufe sind Polizisten der Beobachtung und Kontrolle durch Öffentlichkeit, Politik und Medien ausgesetzt – zweifellos eine der Errungenschaften einer demokratischen Zivilgesellschaft, die durch klar umrissene Dienstvorschriften und Gesetze Polizeiwillkür verhindern hilft. Auch wenn dadurch der Polizeialltag manchmal erschwert

wird, ist es begrüßenswert, dass an die Polizei entsprechend strenge Maßstäbe angelegt werden.

Fehler oder Fahrlässigkeit eines Uniformträgers sind für Außenstehende nur schwer tolerierbar. Ich werde nicht vergessen, wie diebisch sich zum Beispiel die Online-Community gefreut hat, als im Internet das Foto eines am Steuer telefonierenden Polizisten aufgetaucht ist. Selbst Rechtschreibfehler in einem Polizeibericht werden von einem Strafverteidiger vor Gericht schon mal mit Fahrlässigkeit im Dienst gleichgesetzt, und im Nu ist deine Glaubwürdigkeit als Ganzes in Frage gestellt.

Die Gesellschaft erwartet von der Polizei – zu Recht – Verlässlichkeit, Integrität und Einsatzbereitschaft. Polizeiarbeit hat perfekt zu sein; sie ist quasi das Synonym für «Fehlerlosigkeit». Polizisten machen keine Fehler, und schon gar nicht in aller Öffentlichkeit. Daraus erwächst der Anspruch an sich selbst, dieser hohen Verantwortung gerecht zu werden, indem man in jeder Situation mit äußerster Professionalität handelt und menschliches Versagen ausschließt. Das ist natürlich ein unerreichbares Ideal, von dem sich gleichwohl viele Polizistinnen und Polizisten auf subtile Weise unter Druck gesetzt fühlen und an dem sie angesichts der immer unwürdigeren Arbeitsumstände zwangsläufig scheitern müssen. Denn auch wir Polizisten sind nur Menschen mit unseren Stärken und Schwächen. Wir sind Normalos, ein Querschnitt der Gesellschaft. Und wie in jedem Beruf gibt es bei uns die unermüdlich Engagierten, diejenigen, die ihren Beruf als Polizisten lieben und ihn zum Wohle der Allgemeinheit ausüben wollen, aber auch die Resignierten und Frustrierten und manchmal leider auch Menschen, die ihre Position zu missbrauchen versuchen. Hier müssen wir alle, Polizei wie Bürger, wachsam bleiben. Denn die Polizei muss nicht nur effektiv sein. Sie muss immer auch ein Teil der Gesellschaft bleiben, für deren Sicherheit sie sorgt.

Und wie ging es bei mir weiter? Anfang 2007 bin ich, nach Abschluss meiner Ausbildung bei der Bundespolizei, in den aktiven Dienst eingetreten. Bei der Wahl zwischen Landes- und Bundespolizei hatte für mich letztlich das Angebot der Bundespolizei den Ausschlag gegeben, parallel

an einem Sportprojekt teilnehmen und meine Karriere als Judo-Kämpfer weiterverfolgen zu können. Mein Traum war es, danach eine Stelle als Kontroll- und Streifenbeamter zu ergattern. Hochmotiviert und gespannt wartete ich 2010 auf die Nachricht, wo mein künftiger Einsatzort sein würde. Und man schickte mich – in den Passkontrollbereich des Düsseldorfer Flughafens.

Passkontrollen waren nicht gerade das, was ich mir vorgestellt hatte, als ich mich für eine Laufbahn bei der Bundespolizei entschied. Ich wollte «auf die Straße», dorthin, wo das Leben pulsierte, wo ich mit meiner Arbeit etwas bewirken konnte, anstatt stundenlang in einer Box zu sitzen und die Pässe ankommender Reisender zu kontrollieren. Meine Aufgabe bestand aus dem ereignislosen Streifegehen auf dem Vorfeld, dem Stempeln von Pässen und vor allem darin, Schreibkram zu erledigen und Berichtsformulare auszufüllen – also all das, was im gewöhnlichen Streifen- und Ermittlungsdienst eher unter «lästige Pflichten» verbucht wird. Da kann man sich schon mal fragen, ob man an der richtigen Stelle gelandet ist.

Umso glücklicher war ich, als nach einem Jahr mein langgehegter Wunsch in Erfüllung ging und ich an den Kölner Hauptbahnhof versetzt wurde. Den Berichten dienstälterer Kollegen zufolge, die dort stationiert gewesen waren, gibt es kaum einen Einsatzort, der mit diesem vergleichbar ist. Der Hauptbahnhof bietet alles und fordert alles, was einem Polizisten an Kenntnissen und Einsatzbereitschaft zur Verfügung steht. Allein der stete Strom von Pendlern und Reisenden und die Vielzahl an Ladengeschäften machen ihn zu einem kleinen Mikrokosmos in der Mitte der Stadt. An diesem Durchgangsort, den täglich Zehntausende von Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft passieren – und der seine eigene Sorte zwielichtiger Gestalten anzieht –, kann man zeigen, aus welchem Holz man geschnitzt ist.

Alles, was ich über den Dienst am Hauptbahnhof hörte, bestärkte mich in dem Gefühl, dass dies der Ort ist, der aus einem Novizen einen «richtigen» Polizisten macht.

Die ersten Tage gestalteten sich tatsächlich weitgehend so, wie ich es mir erhofft hatte. Ich war mit wechselnden Kollegen auf Streife unterwegs und hatte das Gefühl, endlich all das einsetzen zu können, was

ich auf der Polizeischule gelernt hatte. Routinetätigkeiten, wie einen Funkspruch für eine Personenkontrolle abzusetzen oder auf der Basis einer Täterbeschreibung den Bahnhof abzusuchen, gingen mir schnell in Fleisch und Blut über. Ich war überzeugt, am richtigen Fleck gelandet zu sein.

Doch es dauerte keine Woche, bis ich meine erste kalte Dusche bekam. Denn der Hauptbahnhof sollte mir eine Lektion erteilen. Eine Lektion, die ich nicht so schnell vergessen sollte, lehrte sie mich doch zugleich einiges über meine eigenen Grenzen – und dass hehre Vorsätze manchmal nicht ausreichen, um auch gut zu handeln.

Es war die Spätschicht in der Nacht zum 1. Mai, einem Tag, an dem eigentlich immer ein gewisser Ausnahmezustand herrscht. Wie überall im Land gilt auch in Köln an diesem Feiertag eine erhöhte Alarmstufe. Zusätzliche Polizisten werden hinzugezogen und jede Menge Überstunden gemacht. Obwohl es in der Kölner Innenstadt keine Straßenschlachten mit der Polizei gibt wie in Berlin-Kreuzberg oder dem Hamburger Schanzenviertel, warnten mich die dienstälteren Beamten, dass der Hauptbahnhof an solchen Tagen immer ein Brennpunkt für Konflikte und Straftaten sei. Man müsse auf alles vorbereitet sein. Die typische Problemgruppe bestehe in der Regel aus Randalierern, betrunkenen Chaoten, die auf Ärger aus sind – gerne auch mit Polizisten. Sie mischen sich unter die vielen Menschen, die an diesem Tag den Bahnhof passieren, weil sie einfach nur feiern oder den arbeitsfreien Tag für Besuche bei Freunden oder der Familie nutzen wollen.

Auch an diesem 1. Mai war unglaublich viel los rings um den Hauptbahnhof, und wir waren pausenlos im Einsatz, um Streitereien zwischen Betrunkenen zu schlichten, die Identität von Schwarzfahrern zu überprüfen und nebenbei grölende Gruppen von ausgelassen feiernden jungen Männern im Auge zu behalten, die gerade von einer Kneipe zur nächsten unterwegs waren. Alles in allem aber war bis in die frühen Morgenstunden nichts vorgefallen, was in irgendeiner Weise außergewöhnlich gewesen wäre oder besondere Maßnahmen erfordert hätte.

Gegen vier Uhr morgens kam dann ein Notruf von der anderen Seite des Bahnhofs: Am Ausgang zum Breslauer Platz war eine Schlägerei mit mehreren Beteiligten im Gange. Um diese Zeit ist gewöhnlich je-

der der Kollegen bereits hundemüde und wartet nur darauf, nach Hause zu kommen und ins Bett zu fallen. Aber wenn ein Notruf wegen einer Schlägerei eingeht, bedeutet das immer, egal um welche Zeit: auschwärmen. Nicht nur eine Streife, sondern alle verfügbaren Kräfte begeben sich schnellstmöglich zum Tatort. Jeder lässt alles liegen und stehen und rennt nach draußen in die Bahnhofshalle, meist ohne sich vorher noch die Dienstmütze aufzusetzen.

Ich kam als Erster am Ort des Geschehens an und sah eine Gruppe von Leuten, die einander lauthals anschrien. Einer von ihnen blutete stark, Aggression und Panik lagen in der Luft, und im ersten Augenblick ließ sich nicht ausmachen, wo hier die Frontlinie verlief. Mitten drin stand ein dicklicher Typ in zerrissenem T-Shirt, der am lautesten von allen herumbrüllte und seine Faust in die Luft reckte. Ich dachte sofort: «Das muss er sein! Das ist der Haupttäter!»

Also tat ich das, was man in so einem Fall tut, und versuchte zunächst, als sogenannter sichernder Beamter die Situation zu entschärfen, damit die nun eintreffenden Beamten die Personalien der Beteiligten aufnehmen und den Sachverhalt klären konnten. In der Ausbildung hatte ich gelernt, dass man als Erstes die Kontrahenten voneinander trennen muss, und so schnappte ich mir den mutmaßlichen Hauptkrawallmacher, den Kerl im zerrissenen T-Shirt, um ihn zur Seite zu nehmen. Doch auf seine Reaktion war ich nicht vorbereitet.

«Sachma. Was bis'n du für einer?», schallte es mir entgegen, und ich sah ein angriffslustiges Funkeln in seinen Augen. Die Frage kam mir ein wenig absurd vor – schließlich konnte er ja an meiner Uniform sehen, was ich «für einer» war. Doch weder die Uniform noch überhaupt meine Funktion als Polizeibeamter schien ihn im Mindesten zu interessieren.

«Ey, du Pisser, bei mir stehste im Puff in der Schlange! Typen wie dich, die mach ich alle!»

Dem Schläger schienen seine vorherigen Kontrahenten mit einem Mal völlig egal geworden zu sein, und er fing an, sich komplett auf mich einzuschließen. Mittlerweile hatte er sich das zerfetzte T-Shirt vom Oberkörper gerissen, es wie einen Schlagring um seine geballte Faust gewickelt und versuchte, mich weiter mit obszönen Beschimpfungen zu provozieren. Ich schaute mich hilfesuchend nach den Kollegen um,

die inzwischen angekommen waren, aber sie standen etwas abseits und waren zu sehr damit beschäftigt, die Personalien und Aussagen der anderen Beteiligten sowie von Zeugen aufzunehmen, die sich zum Glück weitgehend ruhig verhielten. Da keiner der Kollegen Notiz von mir nahm, war ich quasi allein mit einem Schläger, der es sich offenbar in den Kopf gesetzt hatte, sich mit einem Polizisten anzulegen.

Mit mir.

Tatsächlich schien es fast so, als habe dieser Typ nur auf mich gewartet. Und dass seine gleichermaßen unförmige Freundin neben ihm stand und ihn lauthals anfeuerte, trug nicht gerade dazu bei, die Situation zu deeskalieren. Hier wollte einer beweisen, was für ein harter Knochen er war – und die Tatsache, dass er das vor großem Publikum tun konnte, sorgte für zusätzlichen Treibstoff.

Für mich war es offensichtlich, dass wir diesen Kerl nicht unter Kontrolle bekommen würden, solange wir ihn nicht völlig von den Umstehenden isolierten. Ich wandte mich den Kollegen zu und rief: «Lass uns den mit zur Dienststelle nehmen!»

Keine Reaktion. Die anderen waren zu beschäftigt. Es lief alles auf uns beide hinaus – den Krawallmacher und mich, der mich mit einem Schwall obszöner, sich ständig wiederholender Schmähungen überzog, während seine Freundin ihn mit schriller Stimme anfeuerte. Damit nicht genug, bewegte er sich nun drohend auf mich zu. Plötzlich hatte er eine Glasflasche in der Hand. Und die konnte sich, das wurde mir siedend heiß klar, schnell in eine gefährliche Waffe verwandeln.

«Alter, halt Abstand!», warnte ich ihn und wich etwas zurück. Ich konnte nicht glauben, was hier gerade passierte.

«Ey, was willst du? Ich fick dich!», pöbelte der Rowdy, fummelte eine Zigarette aus einer halb zerdrückten Schachtel hervor – um dann, völlig überraschend, eine Kehrtwendung zu machen und leichthin zu verkünden: «Ich geh jetzt eine rauchen.» Dann wandte er sich zum Gehen.

«Du bleibst hier!», entgegnete ich in unmissverständlichem Befehls-  
ton.

Die Sache begann definitiv aus dem Ruder zu laufen. Ich hatte das Gefühl, mich hier als Polizist langsam lächerlich zu machen, wenn ich seinen Unverschämtheiten nicht Einhalt gebot. Noch ein weiteres «Ey,



was willst du?! Ich mach dich alle!» seinerseits, und wir standen buchstäblich Nasenspitze an Nasenspitze. Ich hatte endgültig genug. «Halt endlich die Schnauze!», brüllte ich ihn an.

Nun gingen zwei der Kollegen dazwischen, die endlich auf unsere Konfrontation aufmerksam geworden waren. Der Typ rastete jetzt vollkommen aus. Er tobte und geiferte und versuchte, sich aus dem Griff der Kollegen zu winden. «Du Hurensohn!», brüllte er in meine Richtung. Als er mich anspuckte, brannten bei mir die Sicherungen durch.

Das Nächste, was ich mitbekam, waren meine eigenen Kollegen, die sich auf mich stürzten, um mich mit vereinten Kräften davon abzuhalten, dem Typ eine reinzuhauen.

Im festen Griff der Beamten kam ich wieder zu mir und blickte in geschockte Gesichter ringsum. Man stelle sich dieses Bild vor: Polizisten, die den eigenen Kollegen mit Gewalt daran hindern müssen, sich mit einem Beschuldigten zu prügeln. Kein Zweifel, ich hatte es gründlich versiebt.

Nachdem die Kollegen die Personalien aufgenommen, sich um den Blutenden gekümmert und dem Pöbler einen Platzverweis erteilt hatten, gingen wir zurück zur Dienststelle. Meine Streifenpartnerin wies mich noch an, mich morgen früh gleich bei unserem Vorgesetzten zu melden, dann war diese Schicht Gott sei Dank zu Ende, und ich fuhr deprimiert nach Hause.

Nachts wälzte ich mich schlaflos im Bett herum. In meinem Kopf schossen zig Fragen umher. Wie hatte mir so etwas nur passieren können? Warum hatte ich mich so provozieren lassen? Was hätte ich stattdessen tun sollen? Wie reagieren? Ich ging das Szenario dutzende Male in meinem Kopf durch. Gerade mal eine Woche am Bahnhof – und dann so etwas! Ich war, gelinde gesagt, nicht unbedingt stolz auf mich. Vielleicht war ich zu naiv gewesen, als ich davon ausgegangen war, dass du als Polizist erst mal grundsätzlich respektiert wirst, wenn du beispielsweise einen Verdächtigen befragen oder festsetzen willst. Doch oft ist das Gegenteil der Fall, wie ich es in Zukunft noch häufiger erleben sollte: Die Uniform macht dich erst recht zur Zielscheibe von Aggressionen. Damit hatte ich nicht gerechnet. In der Konfrontation mit dem Schläger waren meine Vorstellungen vom Polizeiberuf zum ersten Mal

mit der harten Realität des Alltags am Hauptbahnhof kollidiert. Der Polizist als Kämpfer für das Gute, der die Schwachen beschützt und dem Verbrechen die Stirn bietet, der stets richtig handelt – das ist ein schönes, aber auch ein unrealistisches Idealbild, wie ich einsehen musste.

Wirklich ein großartiger Einstand an meinem neuen Einsatzort! Und den hatte ich mir, zum Großteil zumindest, selbst zuzuschreiben.

Keine Frage, dass mein Kopf am nächsten Tag irgendwo unterhalb meines Gürtels hing, als ich das Büro des Dienstgruppenleiters betrat, um ihm und seinem Stellvertreter Rede und Antwort zu stehen. Ich versuchte den beiden Vorgesetzten, die mir mit ernsten Mienen zuhörten, zu erklären, dass ich von der Situation überfordert gewesen war und wie dann alles, ehe ich mich's versah, eskalierte. Als die Gruppenleiter erkannten, dass meine Reue und mein Unbehagen über das Geschehene echt waren, fiel ihr Urteil recht milde aus. Sie erklärten mir, worauf es als Beamter im Dienst ankomme und dass man beim Aufeinandertreffen mit solchen Tätern stets «Luft nach oben» lassen müsse. Man könne nicht in jeder Situation wie ein Berserker auf Konfrontationskurs gehen, auch wenn man sich moralisch im Recht sehe. Vielmehr gelte es, Ruhe zu bewahren und zu deeskalieren.

Ich war erleichtert und versprach ihnen und mir selbst, dass ich es in Zukunft anders machen würde. Ich versuchte, in diesem Zwischenfall auch eine Chance zu sehen. Die Chance, ein besserer Polizist zu werden, indem ich mir meine eigene Fehlbarkeit bewusstmachte.

Nach meinem Gespräch mit den Dienstgruppenleitern war ich im darauffolgenden Dienst mit einem anderen Kollegen, Axel, unterwegs, dem ich im Zuge der ständigen Rotation zugeordnet worden war. Axel hatte wie alle anderen von meinem Zusammenstoß mit dem Pöbler gehört; zu meiner Freude ließ er mich jedoch meine Version der Ereignisse erzählen.

Mir fiel ein großer Stein vom Herzen, und ich freute mich auf die bevorstehende Schicht. Ich würde Axel beweisen, dass ich nicht der impulsive Macho war, für den mich jetzt viele hielten, und dass ich etwas aus der Geschichte gelernt hatte. Und dazu sollte ich schneller Gelegenheit bekommen, als mir lieb war.

Wir waren an diesem Morgen am Deutzer Bahnhof unterwegs, der auf der anderen Rheinseite liegt und über die Hohenzollernbrücke direkt mit dem Hauptbahnhof verbunden ist. Von einem der Bahnsteige hörten wir Gegröle, also gingen wir hin und trafen auf einen betrunkenen Randalierer, der aussah, als habe er die Nacht durchgefeiert, und jetzt ziemlich auf Krawall gebürstet zu sein schien. Ich sprach ihn an, und das Erste, was mir entgegentönte, war: «Ey, du Pisser!»

Obwohl ich mich für einen Moment fühlte, als sei ich in einer Zeitschleife gefangen, in der ich meine Verfehlung von vor zwei Nächten wieder und wieder würde durchleben müssen, war ich fest entschlossen, nicht noch einmal zu versagen.

Ich stellte mich also zwischen ihm und Axel auf und sagte ruhig, aber bestimmt: «Jetzt mach mal halblang! Fahr mal 'nen Gang runter!»

Er schaute mich an, schien zu bemerken, dass ich mich von ihm nicht beeindruckt ließ und murmelte etwas Unverständliches, bevor er abdrehte und in den Zug stieg, der gerade eingefahren war. Während wir ihm nachschauten, sagte Axel anerkennend: «Dat war jut.»

Es sollte der Beginn einer langjährigen Freundschaft werden.

Diese Erlebnisse lehrten mich, dass ich mir schnellstmöglich eine emotionale Teflonschicht würde zulegen müssen, um solche Provokationen zukünftig an mir abperlen lassen zu können. Als junger Polizist besaß ich einfach noch nicht die Gelassenheit älterer Kollegen: Wenn man die fragt, warum sie es zulassen, dass jemand sie in aller Öffentlichkeit beleidigt oder ihnen sogar droht, antworten sie: «Jede Zwangsmaßnahme läuft auf einen Widerstand hinaus, und ein Widerstand bedeutet mehr Schreibearbeit, im schlimmsten Fall wird jemand verletzt. Wozu sich den Ärger machen ...?»

Dennoch: Die Provokationen und Übergriffe gegen Polizeibeamte im Dienst nehmen zu, haben mittlerweile auch die Politik auf den Plan gerufen und führen zu kontroversen Diskussionen. Da die Zahl der tätlichen Angriffe im Jahr 2015 von 55 738 auf 62 000 Fälle anstieg<sup>5</sup>, forderten im Juni 2016 vor allem konservativ geführte Bundesländer bei der Innenministerkonferenz der Länder eine Verschärfung des Strafmaßes. Einige SPD-Innenminister lehnten das jedoch ab und verwiesen darauf, dass die Verschärfung vor einigen Jahren kaum Wirkung gezeigt habe.

Sie plädierten vielmehr dafür, die bestehenden Gesetze konsequenter anzuwenden und den Strafraumen voll auszuschöpfen.

Ich stimme dem insofern zu, als dass auch ich die Rückendeckung unserer Judikative vermissen. Mein Eindruck ist, dass eine gegen einen Polizisten begangene Körperverletzung immer noch als Kavaliersdelikt – quasi als Berufsrisiko – angesehen wird und weniger als ein genereller Angriff auf unser Rechtssystem. Obwohl die Vertreter der Politik der Polizei gewöhnlich vollmundig ihre Unterstützung zusichern, spiegelt sich von dieser Haltung herzlich wenig in der Gesetzgebung wider. Wer einen Polizeibeamten mit einer Waffe angreift, um ihn zu verletzen, oder gar sein Leben gefährdet, kann laut Paragraph 113 Absatz 2, «Besonders schwerer Fall des Widerstandes», bei einem gnädigen Richter durchaus mit einer nur sechsmonatigen Freiheitsstrafe davonkommen, sofern sein Anwalt geschickt mildernde Umstände wie besondere Stressfaktoren oder Alkoholeinfluss geltend macht.

Quasi ein Straf-Schnäppchen, wenn man es in Relation zu dem verheerenden Schaden setzt, den eine schwere Verletzung im Dienst und eine daraus resultierende Traumatisierung für den Polizisten bedeuten können.

Der Schlägertyp vom 1. Mai war übrigens, wie ich später erfuhr, für die Kollegen ein alter Bekannter, der des Öfteren Stimmung machte am Hauptbahnhof. Sein mangelnder Respekt vor Polizeibeamten war ebenso bekannt: Rottbacher<sup>6</sup> gehörte sozusagen zum Inventar.

Wie kann es sein, dass polizeibekannte Straftäter Beamte immer wieder auf solch frontale Weise angehen können, ohne dass ihr Verhalten in irgendeiner Form strafrechtlich geahndet wird? Die Knackpunkte liegen bei zwei Paragraphen im Strafrecht und in der Strafprozessordnung. In Paragraph 52 des Strafgesetzbuchs geht es um die sogenannte Tateinheit. Er legt fest, dass ein Straftäter, dem mehrere Vergehen innerhalb eines Handlungszusammenhangs zur Last gelegt werden, nur für dasjenige verurteilt werden kann, das mit dem höchsten Strafmaß belegt ist. Es ist also nicht zulässig, die einzelnen Strafen zu einer Gesamtstrafe zu addieren.

Der zweite Paragraph findet sich in der Strafprozessordnung, Paragraph 154: die Möglichkeit der «Teileinstellung bei mehreren Taten». Er

gestattet der Staatsanwaltschaft, von der Verfolgung einer Straftat abzu-  
sehen, wenn sie gegenüber einer anderen Strafe, die der Täter ohnehin  
zu erwarten hat, nicht ins Gewicht fällt oder «wenn ein Urteil wegen  
dieser Tat in angemessener Frist nicht zu erwarten ist», der Täter also in  
der Zwischenzeit seine andere Strafe bereits antreten müsste und diese  
Strafe «zur Einwirkung auf den Täter und zur Verteidigung der Rechts-  
ordnung ausreichend erscheint».<sup>7</sup> Man vertraut also im Falle langsamer  
Gerichte auf die erzieherische Wirkung des Haupturteils und erteilt auf  
die übrigen Straftaten «Rabatt» – in der Regel lässt man sie unter den  
Tisch fallen.

Fortschrittliche Grundsätze eigentlich, die auf der modernen  
Rechtsauffassung fußen, dass das Strafrecht kein bloßes Instrument zur  
Sühne sein, sondern ebenso dem Schuldausgleich, der Resozialisierung  
und der Prävention dienen soll.

Allerdings hat diese Gesetzeslage unerwünschte Nebeneffekte, die  
bei Polizistinnen und Polizisten gehörig für Frustration sorgen. Oft wer-  
den ihretwegen Gewalttaten gegen Beamte zwar vor Gericht verhandelt,  
aber nicht bestraft. Sei es, dass sie in Tateinheit mit einem anderen Ver-  
gehen verübt wurden oder der Staatsanwalt meint, der Angriff auf einen  
Polizisten sei ein im Vergleich zum Hauptvergehen vernachlässigbares  
Delikt. Als ein Ladendieb einer Kollegin bei einer Festnahme Pfeffer-  
spray mitten ins Gesicht sprühte, wurde die Anklage beim anschließenden  
Gerichtsprozess wegen Körperverletzung auf Basis des besagten §  
154 StPO fallengelassen. Die Kollegin, die tagelang unter den Folgen ge-  
litten hatte, war über dieses Urteil fassungslos.

Dass Polizisten bei der Festsetzung von Verdächtigen mittlerwei-  
le regelmäßig angespuckt werden, ohne dass dieses Verhalten von der  
Rechtsprechung in irgendeiner Weise sanktioniert wird, gehört fast  
schon zum Berufsalltag, mit dem sich eine Beamtin oder ein Beamter  
anscheinend wohl oder übel abfinden muss. Verwundert es da, dass die  
Zahl der Übergriffe ebenso wächst wie der Frust der Polizisten? Meiner  
Meinung nach sollte hier das Prinzip «zero tolerance» gelten: Widerset-  
ze dich der Polizei, widersetze dich dem Staat, und du bekommst die  
Härte des Gesetzes zu spüren. Mit allen Konsequenzen.

Als mir ein Kollege, der am 1. Mai beim Zwischenfall mit Rottbacher dabei gewesen war, erklärte, ich könne gegen den Pöbler Anzeige wegen Beleidigung erstatten, verzichtete ich darauf. Wozu, wenn sie keine Aussicht auf Erfolg hatte? Ich wusste, dass die Anzeige seines Prügelopfers ohnehin mehr ins Gewicht fallen würde und meine zusätzliche Strafanzeige wegen Beamtenbeleidigung höchstwahrscheinlich unter den Tisch gefallen wäre. Sollte ich Rottbacher wirklich ein weiteres Mal eine Bühne geben, um sich auf meine Kosten zu produzieren – mit dem Ergebnis, dass er mit einem mickrigen Strafmaß davonkäme und sich am Ende noch über mich lustig machte? Ich hatte keinerlei Lust, mich dem auszusetzen.

Schon damals war es für mich offensichtlich, dass sich hier ein Teufelskreis aufat: Aufgrund ausbleibender Konsequenzen verhalten sich die Täter der Polizei gegenüber bei jeder weiteren Konfrontation noch respekt- und skrupelloser. Zwar kann man wohl kaum davon ausgehen, dass sie vorab Gesetzestexte studieren, um sich auszurechnen, was sie sich in dieser Hinsicht gerade noch erlauben dürfen, ohne dafür belangt zu werden. Eine milde Rechtsprechung in diesem Bereich kann aber, wie ich befürchte, durchaus ein Klima erzeugen, in dem sich Täter ermutigt fühlen, jegliche Hemmung gegenüber der Polizei fallenzulassen. Sie haben es ja bereits selbst erfahren oder von ihren Kumpels gehört, dass einem deswegen nicht allzu viel passieren kann.

Bis heute ist es für mich schwer zu akzeptieren, dass Straftaten, bei denen Polizisten körperlich zu Schaden kommen, nicht verfolgt werden, weil sie durch ein anderes Delikt des Täters noch «überboten» werden. Besonders im Zusammenhang mit nordafrikanischen Intensivtätern war das ein Thema, das uns Polizisten am Kölner Hauptbahnhof immer wieder beschäftigte – und frustrierte.

Viele meiner Kollegen traten einst mit ähnlichen Idealen wie ich in den Polizeidienst ein, erfüllt vom Wunsch, der Allgemeinheit zu dienen und für die Sicherheit und Unversehrtheit aller Bürger ihr Bestes zu geben. Doch wie ich mussten sie nicht nur erfahren, wie schnell man dabei an seine eigenen Grenzen stoßen kann, sondern auch, wie sehr die Gesell-

schaft und ihre Institutionen die Unterstützung für diejenigen vermissen lassen, die bereit sind, viel für ebendiese Gesellschaft zu opfern.

Manchen gelingt es, mit den Verhältnissen klarzukommen. Andere resignieren irgendwann und ziehen sich zurück. Wir werden in den folgenden Kapiteln sehen, auf welchen Gebieten die Polizei oftmals auf verlorenem Posten steht – und welche fatalen Folgen das für uns alle hat.

[...]

# Endnoten

- 1 Name geändert
- 2 Name geändert
- 3 Kölner Stadtanzeiger (KStA), 24. 09. 2016 – [www.ksta.de / koeln / koelner-silvesternacht-neue-ermittlungen-gegen-300-tatverdaechtige-24798718](http://www.ksta.de/koeln/koelner-silvesternacht-neue-ermittlungen-gegen-300-tatverdaechtige-24798718) (Zugriff am 11. 10. 2016)
- 4 Im Verlaufe der Ermittlungen kamen zwar auch 21 deutsche Staatsangehörige ins Visier der Strafverfolgung; allerdings zählen sie nicht zu den unmittelbar Beteiligten der Silvesternacht, sondern sollen sich in deren Folge mit Delikten wie Hehlerei strafbar gemacht haben. KStA, 24. 09. 2016, a. a. O.
- 5 Neue Osnabrücker Zeitung, 15. 06. 2016. – [www.noz.de / deutschland-welt / politik / artikel/729022 / hohere-strafen-fur-attacken-auf-polizei-bleiben-umstritten#gallery&0&0&729022](http://www.noz.de/deutschland-welt/politik/artikel/729022/hohere-strafen-fur-attacken-auf-polizei-bleiben-umstritten#gallery&0&0&729022)
- 6 Name geändert
- 7 [www.dejure.org / gesetze / StGB/52.html](http://www.dejure.org/gesetze/StGB/52.html) und [dejure.org / gesetze / StPO / 154.html](http://dejure.org/gesetze/StPO/154.html) (keine www-Adressen!)